

Geopolitischer Fatalismus überall

Christopher Clark sprach in der deutschen Botschaft in Washington. Bereitet er einem historischen „Revisionismus“ den Weg, wie Heinrich August Winkler befürchtet hat?

Am Abend des 3. August 1914, des Tages der deutschen Kriegserklärung an Frankreich, sagte der britische Außenminister Sir Edward Grey am Fenster seines Dienstzimmers im Foreign Office den Satz, der dadurch berühmt wurde, dass Grey ihn 1925 in seinen Memoiren zitierte: „In ganz Europa gehen die Lichter aus, und zu unseren Lebzeiten werden wir sie nicht wieder angezündet sehen.“ Am Abend des 15. September 2014 um 19 Uhr 40 gingen in der deutschen Botschaft in Washington die Lichter aus. Christopher Clark stand am Rednerpult, um auf Einladung des Botschafters und des Deutschen Historischen Instituts die Thesen seines Buchs „Die Schlafwandler“ zu verteidigen. Der Gast aus Cambridge hatte vierzig Minuten lang gesprochen, als es auf einen Schlag finster wurde.

Indem Grey der Nachwelt sein Wort von der allgemeinen Verdunkelung nicht vorenthielt, hat er sich mit der Diskretion des geborenen Chefdiplomaten die Gabe der Hellsicht zugeschrieben. Am Tag nach der Szene am Fenster erfolgte die von Grey im Kabinett durchgesetzte englische Kriegserklärung an Deutschland, durch die der große europäische Krieg Wirklichkeit wurde. Grey umfing die unheimliche Ahnung vom Verschwinden der gemeinsamen Zivilisation der europäischen Staatenwelt.

Greys Eingebung, im alltäglichen Schauspiel des Entzündens der Straßenbeleuchtung ein Gegenbild des Geschehens zu erkennen, zu dessen maßgeblichen Akteuren er gehörte, brachte die Ambivalenz der Wahrnehmung dieses Geschehens zum Ausdruck, an der sich in hundert Jahren nichts geändert hat. Straßenlaternen sind so eingerichtet, dass sie angehen, wenn es um sie herum dunkel wird. Die künstliche Beleuchtung ist das Resultat eines planenden Willens, vollzieht sich aber Abend für Abend wie von selbst, fast wie das Naturgeschehen, das sie neutralisiert. Greys Satz war ein Akt der vorweggenommenen Erinnerung: Der Wechsel Europas vom Frieden in den Krieg wird als allmählicher, unaufhaltsamer Übergang dargestellt, als Prozess wie aus dem physikalischen Lehrbuch und nicht als Handlung wie auf dem Theater.

Clarks Zuhörern in der deutschen Botschaft wurde dagegen plötzlich schwarz vor Augen. Das Hereinbrechen der Finsternis war kein Vorgang, sondern ein Ereignis. Naturgemäß unerwartet, zumal in einer diplomatischen Vertretung des Landes, das den Vorsprung durch Technik verkörpert. Und an diesem Abend rechnete hier erst recht niemand mit einem Stromausfall, denn das fünfzig Jahre alte Botschaftsgebäude von Egon Eiermann ist gerade erst renoviert worden. Wie sollte man das Unglück erklären? Man brauchte einen Schuldigen. Und der schlagfertige Redner hatte ihn auch parat: „Am Lichtschalter steht Heinrich August Winkler!“

Der Emeritus der Berliner Humboldt-Universität hat Clark in einer Kette von Zeitungartikeln beschuldigt, mit seiner „revisionistischen“ Darstellung der deutschen Politik in der Julikrise die Sache eines neuen deutschen Nationalismus zu fördern. Da Clark frei sprach, war er durch die Verfinsternung nicht aus dem Konzept zu bringen. Wie Winkler sich nicht mit einem Artikel begnügt, wenn er aus den Textbausteinen den nächsten basteln kann, kostete Clark seinen Scherz aus, indem er in deutscher Sprache hinzusetzte: „Herr Winkler, lassen Sie das!“

Clarks Kritiker werfen ihm pauschal vor, die Debatte über die Kriegsursachen auf den Stand der sechziger oder fünfziger oder zwanziger Jahre zurückzuwerfen. Listig überbot Clark in Washington dieses Argument mit dem Hinweis, dass die Debatte älter sei als der Krieg: Schon in den Einlassungen der Staatsmänner vor dem Krieg begegneten ihre Rechtfertigungen für den Krieg, die auch im gelehrten Meinungsstreit heute noch durchschienen. Nicht zufällig war ein Journalist anwesend, als Grey seine Vision vom Verlöschen der Lampen hatte.

Gerd Krumeich, der Clarks Buch durchaus kritisch bewertet, hat Winkler vorgeworfen, im Eifer des Abwehrgechts eine Ausrichtung geschichtswissenschaftlicher Fragen an politischen Wünschbarkeiten zu propagieren. Von einem solchen volkspädagogischen Sendungsbewusstsein waren die nationalkonservativen Historiker geleitet, die vor genau fünfzig Jahren intervenierten, als die deutsche Botschaft in Washington schon einmal den Autor eines umstrittenen Buches über den Kriegsausbruch 1914 eingeladen hatte: Fritz Fischer, Verfasser des „Griffs nach der Weltmacht“.

Der Freiburger Ordinarius Gerhard Ritter äußerte sich in einem Brief an Außen-

minister Schröder befremdet darüber, dass Fischer „seine völlig unreifen Thesen im indirekten Auftrag des Auswärtigen Amtes“ vortragen solle, und das auch noch vor einem Publikum, das „natürlich gar nicht imstande sein“ werde, „die Zuverlässigkeit seiner Thesen zu beurteilen“. Fischer wurde eingeladen und reiste trotzdem, weil amerikanische Kollegen wie Fritz Stern ihm Einladungen der großen Universitäten beschafteten.

Botschafter Peter Wittig, den Außenminister Steinmeier nach der Rückkehr ins Amt aus der New Yorker UN-Vertretung auf den wichtigsten deutschen Botschafterposten versetzte, studierte in Freiburg Geschichte, auch bei Winkler, und wurde mit einer Arbeit über die Reformsozialisten der englischen Fabier-Gesellschaft promoviert. In seinen Begrüßungsworten rühmte er, dass Clark in den „Schlafwandlern“ einen unverbrauchten Blick auf allgemein hingeworfene Vorstellungen werfe. Er habe das Buch verschlungen: Hier sprach der Praktiker. Man könne aus dem Buch lernen, dass die Diplomatie nicht zu früh aufgeben dürfe: Es fällt nicht schwer, sich zu diesem Satz des deutschen Botschafters in Washington Anwendungen auf die gegenwärtige Weltpolitik zu denken, aber sie haben nichts zu tun mit dem Abenteuer einer deutschen Abkehr vom Westen, von dem Clarks Leser in Winklers Albträumen träumen.

Damit sich das kundige Publikum über den Reifegrad von Clarks Thesen ein eigenes Urteil bilden konnte, hatten die Veranstalter Roger Chickering um einen Kommentar zu Clarks Vortrag gebeten. Der Emeritus der Georgetown-Universität hat Bücher zur deutschen Friedensbewegung, zum Alldeutschen Verband und zur Alltagsgeschichte Freiburgs im Ersten Weltkrieg veröffentlicht, außerdem eine Gesamtdarstellung des Krieges. Chickering ging mit den „Schlafwandlern“ in der Sache nicht weniger scharf ins Gericht als Winkler. Der Sachgehalt des Dissenses trat freilich dadurch erst recht hervor, dass er einen kollegialen, sogar generösen Ton wahrte.

Andreas Wirsching, der Direktor des Instituts für Zeitgeschichte, hat es als „kritikwürdig“ eingestuft, dass Clark die Schuldfrage für die falsche Frage hält. Spätestens seit dem deutschen Angriff auf Belgien sei die Frage „in der Welt“. Clarks Erwiderung in Washington: Die Kategorie der Schuld ist nur brauchbar, wo sich Schuldige und Unschuldige unterscheiden lassen. Dass Zeitgenossen eine Frage aufwarfen, heißt nicht, dass der Historiker eine Antwort finden kann. In einem seltsamen Rollentausch bezichtigte die deutschen Historiker den Kollegen aus Cambridge, er leugne die deutsche Schuld. Chickering postulierte keine moralischen Realien, sondern wollte durch Nachzeichnung von Clarks Gedankengang erweisen, dass sich die Schuldfrage nicht aus der Welt schaffen lasse.

Clark, so Chickering, schildere die deutschen Ambitionen durchgehend als legitim und moderat. Die Furcht vor den Deutschen könne er so als pathologische Phänomene hinstellen. Aber indem Clark zeige, wie tief diese Furcht gesessen habe, bringe die Darstellung sozusagen von selbst den Leser am Ende wieder auf die Frage, ob die deutschen Ziele denn wirklich so vernünftig und normal gewesen seien wie behauptet. Die Rivalität zwischen dem britischen Empire und dem deutschen Emporkömmling betrachte Clark offenbar mit der Sympathie des Australiers für den Underdog.

Clark machte eine wichtige Konzeption: Da er einen Konsens des antideutschen Vorurteils im Publikum habe voraussetzen müssen, habe er hier und da wohl einseitig hervorgehoben, was für das Deutsche Reich spreche. Das Reich sei in der Staatenwelt vor 1914 kein Underdog gewesen, wohl aber in der Historiographie nach 1914.

Hätte Großbritannien sich aus dem Krieg heraushalten können? Clark bejahte diese Frage aus dem Publikum. Vier Minister traten wegen der Kriegserklärung zurück, vorher hatte Grey sich alle Mühe geben müssen, das Ausmaß der Verabredungen mit Russland vor seinen Kabinettskollegen geheim zu halten. In Heinrich August Winklers weltpädagogisches Schema passt die Sympathie der britischen Linksliberalen mit Deutschland nicht. Für sie war Russland die anti-westliche Macht.

Auch in einer Welt von Fatalisten hätte das Schlimmste nicht passieren müssen. Ein Ereignis musste hinzutreten, die Ermordung des österreichischen Thronfolgers am 28. Juni. Clark bescheinigte Grey aber, überzeugende Gründe für den Kriegseintritt genannt zu haben. Die Aussicht, dass nach einem Krieg ohne britische Beteiligung entweder Russland oder Deutschland den Kontinent beherrschen würde, musste die Briten schrecken. In London registierte also ein ähnlicher geopolitischer Fatalismus wie in Berlin. Deshalb hält Clark es für falsch, nur oder hauptsächlich die Deutschen verantwortlich zu machen.

Chickerings Feststellung, Clark erneuere den Revisionismus amerikanischer Historiker der Zwischenkriegszeit wie Harry Elmer Barnes, wies Clark als „vollkommen absurd“ zurück. Er musste das so deutlich sagen. Barnes, der 1927 „The Genesis of the World War“ publizierte, wurde zum Hitler-Apologeten und Holocaust-Leugner. Wenn Clark der Barnes unserer Zeit wäre, hätte Winkler allen Grund zum Griff nach dem Lichtschalter. PATRICK BAHNERS



Schutzpatrone des großen Werks: Hermes Trismegistus, mythischer Verfasser der hermetischen Bücher; Gebert (der spätere Papst Sylvester II., der bei den Spaniern die Kunst gelernt hatte), Bernhard von Treviso, hochberühmter Autor des Buches „De Chymico Miraculo“, und Theophrastus Bombastus von Hohenheim, der als Paracelsus bekannt ist.

Foto Katalog

Wer Gold will, der gebe es in den Rauch

Die Ausstellung „Goldenes Wissen“ in Wolfenbüttel erschließt die Alchemie

Überraschte Neugierde naturkundlicher Dilettanten vermag keiner so treffend darzustellen wie Clark Spitzweg: Seinen Geliebte „Örgen“ riefen. Auf einem italienischen Stich nach Domenico Maggiotto kann man einen Meister mit seinen Adepten bei der Temperierung einer Phiole beobachten und darunter lesen: „Ich bin es gewohnt, alles in Gold umzuwandeln. Und derjenige, der Gold will, der gebe es in den Rauch.“ So ist manches fürstliche Vermögen von Scharlatanen in Rauch verwandelt worden. Als Beispiel zeigt die Ausstellung einen schönen Goldbecher, aus dem Herzog Carl I. ein Stück ausstanzen ließ. Die Probe ergab dann die trügerische Vergoldung einer billigen Zink-Kupfer-Legierung.

Die metallurgische *Alchemia practica* hatte indes nützliche Nebenfolgen. So ergänzten erst die Paracelsisten organisch gewonnene Heilmittel um synthetische Präparate, unter anderem auf Quecksilberbasis. Zugleich experimentieren sie mit dem späteren homöopathischen Prinzip des Feinteiligen. Ein anderes Seitenprodukt ist die Herstellung von Porzellan durch Johann Gottfried Böttger, in einer Vitrine durch selbsten „Böttgersteinzeug“ dokumentiert. In einer weiteren sieht man Stücke von grünem Vitriol oder von silbernen Antimon, also Spießglanz, die als Desinfektions- oder Brechmittel zur Anwendung kamen.

Alchemische Fachschriften sind seit je reich illustriert und erscheinen in unterschiedlichen Textgattungen. Das macht sie für die Kunstgeschichte wie die Literaturwissenschaft gleichermaßen attraktiv. So begegnen in der Ausstellung Traktate, Proberbücher, Rezeptliteratur, Emblemensammlungen oder Blütenlesen, teilweise auch in Versform oder Kryptogrammen. Vagheit und Geheimhaltung sind dabei Programm, einerseits um nicht initiierten Adepten den Zugang zu erschweren, ander-

erseits um den Mangel an gesicherten, messbaren Angaben zu verschleiern. Das gilt auch für die allegorischen Illustrationen, mit denen Prozessabläufe verbildlicht, Temperaturwechsel und stoffliche Veränderungen durch die Farbgebung angedeutet werden.

Die spätmittelalterliche Prachthandschrift „Donum Dei“, die in der Wolfenbütteler Schatzkammer als Pergamentkodex ausliegt, beschreibt als „Gottesgeschenk“ in Bild und Text, wie der Stein der Weisen als geheimer Mittler für die Goldgewinnung herzustellen sei. Unsere Illustration zeigt daraus ein frühes Prozessstadium: König und Königin als Allegorien für die Prinzipien von Sulphur und Mercurius treffen gerade im Kolben aufeinander und werden sich im nächsten Schritt im Koitus zur schwarzen Ausgangsmaterie verbinden. Sie sind von den ursprünglichen Ingredienzien in Blau umgeben und stehen auf einem grünen Streifen als Symbol der Vereinigung, darunter liegt ein weißer See von Quecksilber.

Die Bildsprache der Alchemie, die später C. G. Jung als eine Art Proto-Psychologie unseres kollektiven Unbewussten reklamiert, wirkt auf den ersten Blick recht kompliziert. Tatsächlich wiederholen sich aber immer wiederkehrende Symbole für polare Kräfte – für Sol und Luna, Gold und Silber, das kalte, flüssige Prinzip von Quecksilber, das feurige von Schwefel und das feste von Salz. Der Grundbauplan des alchemischen Denksystems macht ein großformatiges Fallkupper von Matthias Merian d. A. besonders deutlich, das an der Pforte zur Ausstellung liegt und im Katalog von Hartmut Böhme wunderbar detailliert entschlüsselt wird: Die Mittelachse scheidet Tag und Nacht, Sol und Luna, Mann und Frau, Phönix und Adler mit den vier Elementen, den – Aqua vitae und Heilwesen sprudelnden – Doppellöwen, schließlich den Alchemisten mit seinem zweigeteilten Kosmos-Mantel.

Aus seinem Kopf wächst ein Goldbaum, umgeben von den übrigen Metallen, darüber Tierkreiszeichen, Planeten, das Universum. Alles steht hier in geordneten Verhältnissen der Analogie, Korrespondenz und Harmonie einer Wesenskette zueinander. Noch Wellings „Opus Mago-Cabalisticum“, das dem jungen Goethe in Frankfurt so entsetzlich „dunkel und unverständlich“ schien, folgt solchen Prinzipien. Als akademische Disziplin, gelehrt in deutscher statt lateinischer Sprache, haben sie vor allem die Paracelsisten gegen erhebliche Widerstände der traditionellen Medizin erkämpft. Der erste Lehrstuhl für Chymie in Marburg, 1609 mit Johannes Hartmann besetzt, markiert einen Meilenstein moderner Naturwissenschaft. ALEXANDER KOŠENINA

Die Ausstellung ist bis zum 22. Februar 2015 in der Augusteuhalle zu sehen, der Katalog „Goldenes Wissen. Die Alchemie – Substanzen, Synthesen, Symbolik“ kostet dort 20 Euro.

Kant in Russland

Leben eines Gedankens

Immanuel Kant war auch für russische Denker und Dichter ein philosophischer Leuchtturm, der sie inspirierte oder an dem sie sich polemisch arbeiteten. Insbesondere Leo Tolstoi, der in späten Jahren in seiner Heimat als eine Art zweiter Zar verehrt wurde, selbst aber erst spät zu Kant fand, dem „Zaren auf dem Lehrstuhl“, wie der Moskauer Philosophiehistoriker Alexei Krouglov den Königsberger Weisen nannte, kontrastiert am Schluss des Romans „Anna Karenina“ den schrecklichen Untergang seiner Heldin mit der kantischen Ethik, zu der die Gegenfigur Konstantin Lewin findet, ohne dass Kant genannt würde: Tolstoi lässt den autobiographisch gezeichneten Lewin beim Betrachten des nächtlichen Sternenhimmels begreifen, dass sich in seinem – und dem jedes anderen Menschen – inneren Wissen um das Gute Gott offenbart.

Kantische Religiosität liegt auch dem Altersspazifismus des Krimkriegs-Veteranen Tolstoi zugrunde, mit dem viele orthodoxe Theologen sich polemisch auseinandersetzen. Im Unterschied zu Kant, dessen Schrift „Zum ewigen Frieden“ sich an Herrscher richtet und auf das internationale Recht setzt, argumentiert der Romancier ethisch und appelliert an das unverfälschte Wissen jedes Soldaten und Offiziers um das moralische, also gottgegebene Tötungsverbot. Alexei Krouglov erklärt die Rechtskepsis des Schriftstellers, der einst Jura studiert hatte, auch damit, dass das aus der Vernunft begründete Naturrecht, dessen Verwirklichung für Kant allein Fortschritt verspricht, zu Tolstois Zeiten in der Krise steckte und zusehends verdrängt wurde vom positiven Recht, das, wie der russische Moralist zürnte, „von Leuten erdacht wird, die sich auf Gewalt stützen, was auch von ihren Gesetzen widerspiegelt wird, die sie im Übrigen nur so lange befolgen, wie es ihnen nützt“ (Alexei Krouglov: „Das Problem des Friedens um 1900 im Dialog dreier Zaren“. www.kant-online.ru, 19. Juni 2014).

Vielen Literaten des zwanzigsten Jahrhunderts jedoch, wie den um Bewusstseinsweiterung ringenden Symbolisten oder dem revolutionär gesonnenen Maxim Gorki, erschienen die Axiome Kants – und zudem seine Person – als kleinkarierte, abgezielte Antithese zur Mannigfaltigkeit des Daseins, wie man bei Krouglov nachlesen kann (A. N. Kruglov: „Kant i kantovskaja filosofija v ruskoj chudožestvennoj literature“, Moskau 2012). Der hochgebildete Symbolist Andrej Bely wollte vor Kants Kritik am liebsten davonlaufen, wie er schrieb. Bely dichtete, die Beschäftigung mit den „trockenen Lehren“ und „staubigen Folianten“ des Philosophen vergifte das Künstlertum. Der Lyriker Alexander Blok widmete Kant zu dessen hundertstem Todestag ein Gedicht, worin er aus der Ich-Perspektive ein kleines, verschrumpeltes altes Männchen beschreibt, das mit gekreuzten Händen und Füßen im Warmen hinter einem Wandschirm hockt, der ihn vor der numinosen Welt schützt.

Diese Verse, die das lyrische Ich in eine Karikatur von Kant verwandelt, entstanden, so verrät eine Notiz des Dichters, unter dem Eindruck von dessen These von Raum und Zeit als apriorischen Gegebenheiten in der „Kritik der reinen Vernunft“. Bely wie Blok verziehen es Kant nicht, dass er sich jedes utopische Pathos versagte und angesichts der Unendlichkeit dem Denken, aber auch seiner bürgerlichen Existenz strenge Regeln und Grenzen setzte. Der Naturalist Maxim Gorki verhöhnnte in seinen Texten gar den angeblich missgebildeten Alten, der vom pulsierenden Leben und von Frauen nichts verstanden und sich mit seinem Postulat, sittliche Tugend könne glücklich machen, gründlich geirrt habe. Die russische Literatur, die sich auf ihre Humanität so viel einbildet, zog über den Königsberger Weisen mit einer Häme her, die immerhin das Bewusstsein der Autoren spüren lässt, dass hier ein Großer zu zertrümmern war – ohne sich indes argumentativ mit ihm auseinanderzusetzen.

Vielleicht war aber auch das Verfallsdatum mancher Gedanken abgelaufen. Das legt jedenfalls die 1922 entstandene Meistererzählung „Lebenslauf eines Gedankens“ des kaum bekannten polnisch-russischen Schriftstellers Sigismund Krzyżanowski nahe, der sich schon als Fünftklässler in Kants „Kritik der reinen Vernunft“ vertiefte, woraufhin die Außenwelt für ihn verrückt spielte. Krzyżanowski schildert die Geburt des Gedankens vom „bestimmten Himmel“ und dem „moralischen Gesetz“ als Blitz im Kopf des Denkers, der für Sekunden die ganze Welt samt Sternennmeer grell erleuchtet, bevor das neue Wesen im schädlichen Überwölben und dennoch unendlichen Raum der Weltanschauung seines Schöpfers zu sich kommt. Von da an geht es bergab. Zunächst zwingt der Denker mit der Feder den Gedanken aufs Papier. Dann wird er in Blei gesetzt, mit stinkender Farbe gedruckt, bevor ein Privatgelehrter ihn unter seiner flachen Stirn plattdrückt. Zitiierende verkleben, Studenten zerzausen ihn, man sperrt ihn in Fußnoten. Er verblasst, nutzt sich ab. Bis er zum hundertsten Todestag seines Erzeugers in dessen Grab bestattet wird, eingemeißelt in eine Marmorplatte, und endlich wieder mit dem Denker allein ist.

KERSTIN HOLM